



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Das traditionelle Familienfest im Hause Melbury beginnt wenig beschaulich, als Sir Osmond von einem als Weihnachtsmann verkleideten Gast ermordet aufgefunden wird. Die Trauer der anwesenden Verwandtschaft hält sich jedoch in Grenzen, da Sir Osmond ein beträchtliches Erbe hinterlässt. Jedes der eingeladenen Familienmitglieder zieht seinen Nutzen aus dem Tod des Patriarchen - nur der Weihnachtsmann, der genug Gelegenheiten hatte, den alten Herrn ins Jenseits zu befördern, besitzt kein Motiv. Inmitten von Missgunst, Verdächtigungen und Abscheu stellt sich schließlich heraus: Es kann nicht nur einen verkleideten Weihnachtsmann gegeben haben.

MAVIS DORIEL HAY

(1894-1979) verbrachte die meiste Zeit ihres Lebens in London und bereicherte das Goldene Zeitalter der britischen Krimiliteratur mit drei Romanen. Sie studierte zur selben Zeit in Oxford wie Dorothy L. Sayers. Aus allem anderen hat sie ein Geheimnis gemacht.

Mavis Doriel Hay

GEHEIMNIS IN ROT
Eine weihnachtliche Kriminalgeschichte

Deutsch von Barbara Heller

KLETT-COTTA

Ein Grundriss von Flaxmere ist auf den letzten Seiten
dieses Buches zu finden.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die englische Originalausgabe erschien 1936 unter
dem Titel »The Santa Klaus Murder« bei Skeffington, London.

Wiederveröffentlicht 2013 von der British Library
liegt der Roman hier erstmals auf Deutsch vor.

© 2013 Estate of Mavis Doriel Hay

Für die deutsche Ausgabe

© 2017, 2019 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH, München

Unter Verwendung einer Illustration

von Dieter Braun Illustration, Hamburg

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI - Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-98506-1

INHALT

<i>Kapitel 1</i> • Philip Cheriton	7
<i>Kapitel 2</i> • Hilda Wynford	23
<i>Kapitel 3</i> • Jennifer Melbury	35
<i>Kapitel 4</i> • Mildred Melbury	53
<i>Kapitel 5</i> • Grace Portisham	65
<i>Kapitel 6</i> • Colonel Halstock	83
<i>Kapitel 7</i> • Colonel Halstock	95
<i>Kapitel 8</i> • Colonel Halstock	109
<i>Kapitel 9</i> • Colonel Halstock	125
<i>Kapitel 10</i> • Colonel Halstock	142
<i>Kapitel 11</i> • Colonel Halstock	151
<i>Kapitel 12</i> • Colonel Halstock	164
<i>Kapitel 13</i> • Colonel Halstock	177
<i>Kapitel 14</i> • Colonel Halstock	184
<i>Kapitel 15</i> • Colonel Halstock	200

<i>Kapitel 16</i> • Colonel Halstock	215
<i>Kapitel 17</i> • Colonel Halstock	235
<i>Kapitel 18</i> • Jennifer Melbury	249
<i>Kapitel 19</i> • Colonel Halstock	258
<i>Kapitel 20</i> • Kenneth Stour	270
<i>Kapitel 21</i> • Colonel Halstock	283
<i>Nachwort</i> • Colonel Halstock	292
<i>Grundriss von Flaxmere</i>	300

Kapitel 1

DIE FAMILIE IN FLAXMERE

VON PHILIP CHERITON

Ich kenne die Melburys, seit ich mit Jennifer, der jüngsten Tochter, im Park von Flaxmere auf Bäume geklettert bin und Indianerzelte gebaut habe. Daher weiß ich genug über sie, um die Geschichte der Familie niederzuschreiben, zumindest so weit, dass man sich ein Bild vom allgemeinen Stand der Dinge während der Weihnachtstage im Jahr 1935 machen kann, als das Verbrechen in Flaxmere geschah. Ich war zu diesem Zeitpunkt seit drei Monaten mit Jennifer verlobt, aber ihr Vater, Sir Osmond Melbury, verweigerte uns seinen Segen, und die Verlobung wurde deshalb nicht offiziell bekanntgegeben. Zum Glück für uns verbot er mir nicht sein Haus oder dergleichen. Etwa neunzehn Jahre zuvor hatte seine älteste Tochter Hilda sich in einen jungen Künstler verliebt, und als Sir Osmond daraufhin den gestrengen viktorianischen Vater herauskehrte, war Hilda durchgebrannt – angeblich mit dem geheimen Einverständnis ihrer Mutter. Diesmal versuchte er es mit einer anderen Methode.

Er hielt mich offensichtlich für einen armen Wicht, den Jennifer schon noch »durchschauen« würde, spätestens dann, wenn mich der Vergleich mit einem heiratswürdigeren Bewerber in ein ungünstiges Licht rückte, und so beschränkte

er sich darauf, unsere Verlobung nicht ernst zu nehmen. Wir seien viel zu jung, um zu wissen, was wir wollten, spottete er und erklärte kategorisch, wir müssten auf jeden Fall noch warten, Jennifer habe in den wenigen Jahren, die ihm noch blieben, für ihren alten Vater da zu sein, sie könne nicht einmal im Traum daran denken, von zu Hause fortzugehen, und so weiter. Zugleich ermunterte er Oliver Witcombe, in Flaxmere herumzulungern und sich bei Jennifer einzuschmeicheln.

Ich hatte mit Oliver studiert und ihn immer für einen anständigen Kerl gehalten, auch wenn mich sein filmstarhaftes Aussehen abschreckte. Man hatte das Gefühl, etwas stimmte nicht mit einem Mann, der ein solch vollkommenes Profil und solch unnatürlich naturgelocktes Blondhaar hatte. Sir Osmonds Verhalten – ständig schob er Oliver gleichsam in den Vordergrund, sorgte dafür, dass er sich in Szene setzte, und behandelte ihn wie einen klugen, gut dressierten Hund – erzeugte eine ziemlich angespannte Atmosphäre. Ich glaube, Oliver und ich sahen beide darüber hinweg, aber es war mir immer schrecklich peinlich, wenn ich ihm in Flaxmere begegnete. Das Ganze war typisch für Sir Osmond: Er hatte ein Talent für peinliche Situationen. Ich hätte ihm ohne Weiteres zugetraut, in einer vollkommen harmonischen Gesellschaft binnen vierundzwanzig Stunden Neid, Hass und Lieblosigkeit zu säen.

Jennifer lebte als einziges seiner Kinder noch bei ihm in Flaxmere. Der imposante Wohnsitz war von Sir Osmonds Urgroßvater erbaut worden, der das ursprüngliche elisabethanische Haus für zu eng und altmodisch befunden und abgerissen hatte. Für meinen Geschmack ist Flaxmere eine der weniger gelungenen Hervorbringungen des achtzehnten

Jahrhunderts, aber in Sir Osmonds Augen war es ein schöner alter georgianischer Bau.

Sir Osmonds Vater hatte mit Pferdewetten sehr viel Geld verloren und bereits erwogen, den Besitz zu verkaufen, da trat der junge Osmond zum Entsetzen der Familie ins Geschäftsleben ein. Mit der Erzeugung von Keksen häufte er ein hübsches kleines Vermögen an, was in der Familie die Erkenntnis reifen ließ, dass das Geschäftsleben – dessen produzierender Teil, versteht sich – heutzutage eine durchaus ehrenwerte Sache sei; die besten Leute betätigten sich dort, niemand müsse sich dafür schämen, seine Talente nach Kräften zu nutzen und so weiter. Als Osmond Melbury sich jedoch nach dem frühen Tod des Vaters aus der Sphäre der Kekse zurückzog und seinen Platz in der Grafschaft einnahm, lag es ihm fern, die Gewinne aus seiner bürgerlichen Tätigkeit mit seinen vornehmen Brüdern und Onkeln zu teilen. Einen Teil seines Vermögens wandte er für wohlüberlegte Spenden auf, die ihm schließlich die ersehnte Baronetswürde eintrugen. Das Haus stattete er mit elektrischem Licht und luxuriösen Badezimmern aus, und seine Kinder ließ er wissen, dass er sie im Falle einer standesgemäßen Heirat großzügig bedenken werde.

Doch seine Pläne schienen letztlich nicht recht aufzugehen, als Hilda im Alter von neunzehn Jahren Carl Wynford heiratete, den jungen Künstler. Sir Osmond hätte vermutlich gar nichts gegen diese Verbindung einzuwenden gehabt, wenn die beiden mit der Heirat gewartet hätten, bis abzusehen war, dass Carl als großer Künstler anerkannt wurde; Sir Osmond hätte ihm sogar Aufträge erteilt oder ihn weiterempfohlen. Doch Hilda war verliebt und nicht geneigt, sich auf einen solchen Handel einzulassen. Carl starb drei Jahre

später, und sie blieb mit einer kleinen Tochter und zahllosen Gemälden allein zurück. Die Kunstkritik war bereits auf ihn aufmerksam geworden, und nach seinem Tod erlebten seine Bilder einen gewissen Boom, der Hilda bei Kriegsende, als die Leute wieder Geld hatten, eine große Hilfe war. Später hatte sie hart gearbeitet, um ihrer Tochter Carol eine gute Erziehung zu ermöglichen, denn ihr Vater hatte sie, von gelegentlichen Einladungen nach Flaxmere abgesehen, in keiner Weise unterstützt.

Das Seltsame an alledem ist, dass Hilda, einst Sir Osmonds Lieblingskind, ihren Vater nach wie vor liebte. So schien es zumindest, auch wenn es schwer zu glauben ist. Inzwischen muss sie an die vierzig sein, und das sieht man ihr auch an, wahrscheinlich als Folge der schweren Zeiten, die sie durchgemacht hat. »Ich kann Vater schon verstehen«, pflegte sie zu sagen. »Alte Leute begreifen einfach nicht, dass die jungen nicht warten können.« Weiter würde sie nie gehen, aber man spürt, dass es ihr selbst niemals an diesem Verständnis mangeln wird. Es muss sie schmerzen, dass ihr Vater nicht einmal ein paar hundert Pfund, die ihm ja nicht groß gefehlt hätten, herausgerückt hat, um ihrer inzwischen achtzehnjährigen Tochter Carol die ersehnte Ausbildung zu ermöglichen. Carol will unbedingt Architektin werden, und das kostet mehr, als Hilda zusammenkratzen könnte.

1920, vier Jahre nach Hildas Heirat, starb Lady Melbury. Ich war damals elf und erinnere mich noch dunkel an die schöne, liebenswürdige Frau. Sie wirkte älter als die Mütter fast aller meiner Freunde, aber sie war bei Weitem nicht so streng und etepetete, und man fasste viel leichter Vertrauen zu ihr. Sie hinterließ Hilda zwei Drittel ihres kleinen Privat-

vermögens und Jennifer den Rest, als wäre ihr schon damals klar gewesen, dass Edith und Eleanor, ihre beiden anderen Töchter, vom Vater für ihren Gehorsam belohnt werden würden, während Jennifer vermutlich froh sein konnte, wenn das bescheidene Erbe der Mutter ihr ein wenig dabei half, Sir Osmonds Tyrannei zu entkommen.

Nach Lady Melburys Tod zog Sir Osmonds unverheiratete Schwester nach Flaxmere und kümmerte sich um das gesellschaftliche Leben, das ja so wichtig war, um der damals siebzehnjährigen Edith und später auch Eleanor geeignete Ehemänner und dem knapp einundzwanzigjährigen George eine pflichtbewusste Gattin zuzuführen. Und Tante Mildred machte ihre Sache gut. Edith, von allen Dittie genannt, ehelichte zum großen, wenn auch in Zaum gehaltenen Frohlocken der Familie Sir David Evershot. Die beiden sind jetzt zehn Jahre verheiratet, haben aber keine Kinder, was Sir Osmond zutiefst missfiel. Dittie behauptet, sie könnten sich Kinder nicht leisten, und meint damit natürlich, dass sie dann vielleicht für einige Zeit nicht mehr alljährlich nach Kitzbühel, Cannes und Schottland reisen könnten. Sir Osmond drohte damit, sie zu enterben, wenn sie nicht für Nachwuchs sorgten; er vertrat die Theorie, eine »gute Familie«, wie er es nannte – also die Melburys –, müsse alles daransetzen, ein Gegengewicht zur allzu zahlreichen Nachkommenschaft weniger achtbarer Bürger zu schaffen. Es wird gemunkelt, in Davids Familie komme irgendeine Geisteskrankheit vor und Edith habe Angst, sie könnte auch bei seinen Kindern auftreten. Ob das stimmt, weiß ich nicht, aber Edith muss einen sehr guten Grund haben, um ihr Erbteil bewusst aufs Spiel zu setzen.

Eleanor, die dritte Tochter, hat Gordon Stickland geheiratet, der in der City ein ziemlich wichtiger Mann ist. Eleanor hatte schon immer eine Nase dafür, genau das Richtige zu tun. Als Gordon von der cleveren Tante Mildred nach Flaxmere gelockt wurde und sich in Sir Osmonds Augen als höchst erstrebenswerter Ehemann für eine seiner Töchter erwies, zeigte sich Eleanor ihm gegenüber äußerst charmant, nahm pflichtgemäß seinen Antrag an und entwickelte eine leidliche Zuneigung zu ihm. Sie brachte einen Sohn zur Welt, den jedermann umgehend zum »waschechten Melbury« erklärte, und ließ ihn auf den Namen Osmond taufen. Es gibt auch eine Tochter, Anne, die so schön wie ihre Großmutter zu werden verspricht. Eleanor kennt die richtigen Leute, trägt die richtige Kleidung, zeigt sich bei den richtigen gesellschaftlichen Anlässen und tut das alles auf wesentlich sparsamere Weise als Edith.

George, der einzige Sohn, hat Patricia geheiratet, eine Tochter von Lord Caundle, eine Frau mit Geld und einem etwas klebrigen Charme, die ständig Unruhe um sich verbreitet wie eine Staubwolke, eine Schwiegertochter ganz nach Sir Osmonds Geschmack. Die beiden haben drei Kinder, die in dem Glauben erzogen werden, sie seien der Nabel der Welt.

Nachdem Tante Mildred Sir Osmonds Sohn und zwei seiner Töchter zufriedenstellend unter die Haube gebracht hatte, wurde sie 1931, in dem Jahr, in dem Jennifer volljährig wurde, aus Flaxmere verbannt. Das geschah nicht auf Jennifers Betreiben, auch wenn Tante Mildred sie bis heute verdächtigt, ihre Hand dabei im Spiel gehabt zu haben. Tante Mildred ist zwar anstrengend mit ihrer falschen Bescheidenheit – »Ich würde dazu raten, aber ich erwarte natürlich nicht,

dass man auf mich hört« -, aber Jennifer war an sie gewöhnt und außerdem froh, dass sie Sir Osmond Gesellschaft leistete, denn er erwartete, dass immer jemand von der Familie zur Stelle war und mit ihm plauderte, wenn er gerade nichts zu tun hatte.

Treibende Kraft bei Tante Mildreds Entthronung war Miss Portisham - die Portent, das böse Omen, wie Hilda und Jenny sie nennen. Grace Portisham war Waise, Tochter eines Mannes aus Sir Osmonds Keksfabrik, eines Abteilungsleiters, glaube ich. Mit zwanzig, vier Jahre bevor Tante Mildred das Feld räumte, kam sie als Sir Osmonds Privatsekretärin nach Flaxmere. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Sekretariatsarbeit großartige Fähigkeiten erforderte; Miss Portisham war flink, gepflegt und diskret, und Sir Osmond war begeistert. Als Tante Mildred einmal verreist war, entpuppte sich Miss Portisham als außerordentlich versiert in Haushaltsangelegenheiten. Sie regelte alles perfekt, man merkte gar nicht, dass überhaupt etwas geregelt wurde. Jennifer, die alles andere als eine gute Haushälterin ist, war heilfroh, diese Dinge der Sekretärin überlassen zu können. Nachdem Miss Portisham von der Macht gekostet und gesehen hatte, wie gut sie sie auszuüben verstand, wollte sie die Zügel dauerhaft in die Hand nehmen. Unmerklich säte und hegte sie in Sir Osmonds Kopf den Gedanken, Jennifer sollte, sobald sie einundzwanzig wurde, selbst dem Haushalt ihres Vaters vorstehen, ohne die Bevormundung durch eine unverheiratete ältere Tante.

In den ersten vier Jahren nahm niemand in der Familie groß Notiz von Miss Portisham. Jenny war sich jedoch bewusst, was für ein Segen es war, sie in Flaxmere zu haben.

Miss Portisham war stets bereit, Verantwortung zu übernehmen, sie las Sir Osmond jeden Wunsch von den Augen ab und trug ganz allgemein dazu bei, dass alles reibungslos seinen Gang ging. Doch nachdem Tante Mildred Flaxmere verlassen hatte, begann Miss Portisham, sich bemerkbar zu machen, wenn auch auf ihre gewohnt sanfte, taktvolle Art. Beim nächsten Weihnachtstreffen stellten Eleanor und George Veränderungen fest. Der zehn Jahre alte Daimler und der zum Chauffeur avancierte alte Kutscher waren einem modernen Sunbeam mit einem smarten jungen Burschen am Steuer gewichen. Eleanor protestierte als Erste.

»Ich nehme an, du brauchtest ein neues Auto, Vater, aber dieser junge Mann gefällt mir nicht, seine ganze Haltung gefällt mir nicht. Es würde mich nicht wundern, wenn sich herausstellte, dass er Sozialist ist. Ich bezweifle stark, dass Jenny in der Lage sein wird, ihn in die Schranken zu weisen.«

»Und was ist mit Ashmore?«, wollte George wissen. »War eine böse Überraschung, den alten Knaben nicht am Bahnhof zu sehen.«

»Ashmore ist gut versorgt«, versicherte Sir Osmond. »Wäre zu gefährlich gewesen, ihm den Sunbeam anzuvertrauen. Bingham ist ein sehr viel besserer Fahrer und obendrein gelernter Mechaniker. War Miss Portishams Idee, dieser Wechsel. Kluges Mädchen.«

Von da an pflegten Edith und George ihrer Missbilligung dadurch Ausdruck zu verleihen, dass sie Sir Osmond nicht mehr mitteilten, wann ihr Zug in Bristol ankam, und sich vom alten Ashmore – der sein Brot jetzt als Taxifahrer verdiente – nach Flaxmere chauffieren ließen.

Sie registrierten außerdem eine veränderte farbliche Ge-

staltung einiger Räume und diverse Neuerungen in den Haushaltsabläufen. Edith bekundete ihre Missbilligung darüber und sprach von einem Mangel an gutem Geschmack, doch Sir Osmond tat jede Kritik verächtlich ab, prahlte damit, wie ökonomisch alles gehandhabt worden sei, und lobte Miss Portisham über den grünen Klee.

Edith, Eleanor und George waren zunehmend beunruhigt. Miss Portisham war eine Intrigantin – wie weit würde sie gehen? Nur zu gern hätten die Geschwister jede sich bietende Gelegenheit genutzt, um die Frau in Misskredit zu bringen, aber sie war so diskret, so taktvoll, dass sie unangreifbar schien. Vor jedem Weihnachtsfest trafen sie besorgter in Flaxmere ein als im Jahr zuvor und nach jedem Neujahrstag kehrten sie in unverminderter Besorgnis nach Hause zurück, obwohl Miss Portisham das Leben in Flaxmere deutlich komfortabler gestaltete und niemand ihr nachsagen konnte, sie versuche, sich über ihren Stand zu erheben.

Sir Osmond hatte, als er Tante Mildred fortschickte, zugleich entschieden, dass Jennifer nicht heiraten, sondern in Flaxmere bleiben sollte, solange er lebte. Das konnten ohne Weiteres noch zwanzig Jahre sein, denn mit seinen sechsundsechzig war er robust und gut in Form. Warum in aller Welt sollte Jennifer ihre besten Jahre wegwerfen, nur um seinen Haushalt zu schmücken? Bei aller Toleranz und guten Laune kam sie nur dadurch mit ihm aus, dass sie ihre wahren Ansichten und Interessen für sich behielt. Mit ihren Aktivitäten für das Women's Institute schuf sie sich ein gewisses Eigenleben, sah sich darin allerdings von Sir Osmond behindert, dem die in seinen Augen bolschewistischen Tendenzen der Bewegung missfielen. Er hätte es gern gesehen, wenn Jennifer

sich darauf beschränkt hätte, die Mitglieder des Institute jeden Sommer in den Park von Flaxmere einzuladen, mit reichlich Tee und Brötchen, vielleicht auch einem Zauberkünstler. Dass seine Tochter an regnerischen Abenden dreißig Meilen über Land fuhr, um »mit einer Schar Dörflerinnen« Spiele zu machen – Spiele, also wirklich! –, das gehöre sich nicht, fand er. Solchen Unsinn solle man den Lehrkräften in den Schulen überlassen, die würden schließlich dafür bezahlt.

Tante Mildred hätte den Luxus von Flaxmere natürlich nur zu gern auch weiterhin genossen. Oder aber Hilda hätte an ihre Stelle treten können, wenn es Sir Osmond so wichtig war, dass eine seiner Töchter die Rolle der Gastgeberin spielte und ihm Gesellschaft leistete. Hilda hätte diese Aufgabe mit Freuden übernommen. Dreizehn Jahre älter als Jennifer, hatte sie Liebe, Ambitionen und harte Arbeit hinter sich und war bereit, sich friedlich in ihren mittleren Jahren einzurichten. Sie wusste Sir Osmond zu nehmen und hätte seine langweiligen alten Freunde und deren selbstzufriedene Gattinnen bei den Dinnereinladungen mit einer zumindest oberflächlichen Liebenswürdigkeit unterhalten, die Jennifer beim besten Willen nicht aufzubringen vermochte.

Doch hier zeigte sich wieder Sir Osmonds Sturheit. Er stemmte sich gegen die naheliegende einfache Lösung, mit der alle glücklich gewesen wären, auch er selbst, wenn er sich gestattet hätte, glücklich zu sein. Gegen mich und meine Familie hatte er früher nichts einzuwenden gehabt, wenn ich mich in den Schulferien in Flaxmere aufhielt, was häufig der Fall war. Auf Ablehnung stieß ich bei ihm erst, als ich nach sechsjähriger Unterbrechung wieder aufkreuzte und Jennifer und ich ihm eröffneten, dass wir bald heiraten wollten. Oliver

Witcombe schien im Gegensatz zu mir bereit, Jahre zu warten, wobei ich allerdings den Verdacht hegte, dass er – sofern es ihm gelang, mich von der Bildfläche zu verdrängen und sich selbst als genehmen Bewerber zu etablieren – Mittel und Wege finden würde, den Hochzeitstermin in nicht allzu ferner Zukunft festzusetzen.

Als Jennifer ihrem Vater im Sommer 1935 eröffnete, dass sie mich zu heiraten gedenke, war er, wie schon gesagt, für einen Mann seines Alters noch sehr gut in Schuss. Er hatte immer gut auf sich geachtet. Im August aber erlitt er eine Art Herzattacke – einen Schlaganfall vermutlich –, und in der Folge alterte er stark. Sein Arzt meinte jedoch, wenn er das Leben leicht nehme und keine plötzlichen Erschütterungen oder Belastungen einträten, könne er noch viele Jahre leben. Die Atmosphäre des Misstrauens und Unbehagens, die Sir Osmond so gekonnt um sich zu verbreiten verstand, schien ihm gutzutun. Fehden und Eifersüchteleien waren bei den Melburys an der Tagesordnung, aber sie wurden höflich ausgetragen, mit Sarkasmus und versteckten Anspielungen, niemals in Form eines gesunden Krachs. Und so erschien er Jennifer und mir, obwohl er gealtert war und sein Gedächtnis nachzulassen begann, als ein Mann, der noch viele Jahre vor sich hatte.

Kaum hatte Jennifer ihre Geschwister über die Krankheit des Vaters ins Bild gesetzt, fielen sie und Georges Frau wie Raubvögel in Flaxmere ein. Sie drückten sich in den Räumen herum, umflatterten ihn, erkundigten sich beflissen nach seinem Befinden und konnten kaum verhehlen, wie begierig sie nach jedem kleinsten Anzeichen dafür spähten und pickten, dass er plötzlich sterben oder sein Testament ändern könnte.

»Wie schön, dass ihr mich alle so lieb habt!«, höhnte Sir Osmond. »Und jetzt könnt ihr weiterjammern und müsst bis Weihnachten nicht mehr an mich denken.«

Mehr vermochten sie ihm nicht zu entlocken. Niemand wusste genau, wie er sein Geld vererben würde. Er hatte seinen Kindern stets erklärt: »Wenn ihr eure Ehemänner – und du, George, deine Frau – mit der nötigen Umsicht wählt, werde ich dafür sorgen, dass ihr angemessen bedacht werdet. Wenn nicht, könnt ihr auf mein Geld warten, bis ich es selbst verbraucht habe.«

Daher gingen zwar alle davon aus, dass nach dem Tod des Vaters Hilda ihren Anteil erhalten würde, stellten aber allerlei Vermutungen darüber an, ob der Rest – nachdem George genug bekommen hatte, um Flaxmere halten zu können – gleichmäßig unter den Töchtern aufgeteilt würde oder ob die Gelder, die Edith und Eleanor bereits zugeflossen waren, angerechnet würden. Edith – sie hatte ihrem Vater zuliebe einen jungen Mann, den sie sehr mochte, abgewiesen und Sir David Evershot geheiratet – hatte einmal bemerkt, sie fände es höchst ungerecht, wenn sie weniger bekäme als Hilda. Die anderen äußerten sich nicht so unverblümt, dachten aber vermutlich genauso.

George hatte weniger Grund zur Sorge als seine Schwestern, denn Sir Osmond vertrat einen sehr dezidierten Standpunkt, was die Rechte des Stammhalters anging. Doch Miss Grace Portishams wachsender Einfluss beunruhigte auch ihn und machte seiner Frau große Sorgen. Sie alle sahen – zumal nach Sir Osmonds Krankheit – eine Art Absicherung darin, dass Jennifer in Flaxmere blieb.

»Ich finde es völlig berechtigt, dass Vater dich hierbehalten

möchte«, sagte Eleanor in jenem August zu Jenny. »Die Vorstellung, dass er mit Miss Portisham allein in Flaxmere ist, gefällt mir gar nicht. Du weißt doch, wie wenig man einer Frau aus ihren Kreisen trauen kann; sie hat einfach andere Moralvorstellungen als unsereins. Ja, sicher, sie ist intelligent und hat sich eine oberflächliche Bildung angeeignet, aber im Grunde ist sie, glaube ich, nicht ehrlich.«

»Männer in Vaters Alter tun manchmal sehr törichte Dinge, besonders wenn sie durch eine Krankheit geschwächt sind«, hatte Edith eindringlich ergänzt. »Denk nur an Lord Litton Cheney, der erst neulich die Gouvernante seiner Töchter geheiratet hat. Man stelle sich vor! Das ist doch furchtbar für die Mädchen!«

»Alter schützt vor Torheit nicht, war Vaters Kommentar dazu«, sagte Jenny.

»Das beweist gar nichts«, meinte Edith. »Ich bin auch dafür, dass du hierbleibst. Vater braucht jemanden, der sich um ihn kümmert.«

»Dazu eigne ich mich aber nicht, das wisst ihr doch«, gab Jenny scharf zurück.

Edith überhörte den Einwand und fuhr fort: »Es ist doch keinerlei Belastung für dich. Du hast hier jeden Luxus, du hast dein Women's Institute, das dir so am Herzen liegt, du kannst dein eigenes Leben führen und brauchst dich um nichts zu sorgen.«

»Ich kann eben *kein* eigenes Leben führen, das ist es ja!«, widersprach Jennifer. »Vater lässt mich abends nicht allein den Sunbeam fahren, ich darf kein eigenes kleines Auto haben, und er richtet es immer so ein, dass Bingham nicht verfügbar ist, wenn ich zu einem Treffen will.«

»Das sind doch Nebensächlichkeiten!«, erklärte Edith. »Es kann nun mal nicht alles nach deinem Kopf gehen. Tatsache ist, dass du die nächsten Jahre hierbleiben solltest.«

Nachdem Sir Osmond genesen und die Familie wieder abgereist war, besprachen Jennifer und ich die Lage und beschlossen, im Frühjahr zu heiraten. Wenn Hilda zu Weihnachten nach Flaxmere kam, wollten wir sie in unsere Pläne einweihen und ihr zureden, eine Möglichkeit zu finden, wie sie auf eine für Sir Osmond annehmbare Weise an Jennys Stelle treten konnte. Leicht würde das nicht werden, denn Hilda war zu stolz, um ihren Vater darum zu bitten. Wenn er sie nach Flaxmere holte, hätte das einige ihrer Probleme gelöst, aber sie war so daran gewöhnt, ohne seine Hilfe auszukommen, dass sie nur schwer an eine Schicksalswende würde glauben können.

Nach meinem Eindruck verschwendete Hilda so wenig wie Jenny auch nur einen einzigen Gedanken daran, wie viel Geld Sir Osmond hinterlassen und wie er es verteilen würde. Sie hatte jede Hoffnung aufgegeben, gerade jetzt, da sie es für Carols Ausbildung dringend brauchte, etwas von ihm zu bekommen, und so interessierte sie sich nicht weiter dafür, was vielleicht später einmal sein würde. Sie hatte ihren Vater zu gern, um auch nur den Gedanken zuzulassen, wie sehr sein Tod ihrer Tochter helfen würde; wie Jennifer ging sie davon aus, dass er noch viele Jahre zu leben hatte.

Jennifer und ich waren uns bewusst, dass wir uns mit einer Heirat im Frühjahr jede Aussicht auf eine Mitgift verbauten, aber so war es nun einmal, und wir versuchten, nicht daran zu denken, auch wenn wir es uns weiß Gott nicht leisten konnten, leichten Herzens darauf zu verzichten.

»Es ist zwecklos, sich Gedanken darüber zu machen«, meinte Jennifer. »Für dich und mich ist nun mal kein Geld da. Vielleicht in zwanzig Jahren, aber dann werden wir es, genau wie Hilda, wahrscheinlich nicht mehr wollen.«

Was ich in meinem Verlag verdiente, hätten viele als ein ganz hübsches Einkommen für ein junges Ehepaar angesehen, aber es würde Jennifer kein sorgenfreies Leben »in den Verhältnissen, die sie gewohnt war«, ermöglichen. Doch die kleine Erbschaft von ihrer Mutter, die sie bisher nicht angetastet hatte, würde uns helfen, und zudem war Jenny entschlossen, sparsames Wirtschaften amüsant zu finden. Sie war bereit, das Beste aus unserem neuen Leben zu machen.

Das war der Stand der Dinge, als sich zu Weihnachten alle in Flaxmere versammelten. So wollte es der Brauch. Sir Osmond war der Auffassung, es gehöre sich einfach, dass die Familie an Weihnachten zusammenkam, und niemand wagte, Einspruch zu erheben, auch wenn alle sich damit schwer taten. Auch Tante Mildred war jedes Jahr dabei und freute sich wahrscheinlich, eine Zeitlang den Luxus in Flaxmere genießen zu können. Oliver Witcombe war ebenfalls mit von der Partie, und sogar ich war eingeladen, teils weil die Frauen sonst in der Überzahl gewesen wären, teils gemäß Sir Osmonds Strategie, mich im Vergleich mit Oliver schlecht dastehen zu lassen. Vermutlich plante Sir Osmond für einen der Abende irgendein Spiel, bei dem Oliver im Gegensatz zu mir glänzen konnte – eine Kleinigkeit für ihn, denn er kennt jede Menge Partytricks.

Hilda kam wie jedes Jahr mit ihrer Tochter Carol. Ich glaube, Sir Osmond hatte sie gern hier, sowohl aus echter Zuneigung – was allerdings angesichts seines schäbigen Ver-

haltens ihr gegenüber schwer vorstellbar war –, als auch, um es ihr unter die Nase zu reiben: Da siehst du, was dir entgeht, weil du gegen meinen Willen Flaxmere verlassen hast!

Sie waren also alle da, fast alle mit einem gutem Grund, Sir Osmond den Tod zu wünschen, wie wir später auf so un-erfreuliche Weise feststellen mussten, und nur wenige mit einem Grund, ihm ein langes Leben zu wünschen.